

Leseprobe aus:

Dirk Nowitzki, Peter Sartorius, Joachim Mölter

Nowitzki



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Kapitel 1 Die Operation

Entscheidende Tage im Juni 1998 7
 Dirk Nowitzki: «Go, do it! Go to the Mavs!» 39

Kapitel 2 Die Weissagung

Erste Ahnungen von Größe 45
 Dirk Nowitzki: «Zwei Meter sieben – kein Grund, panisch zu werden» 64

Kapitel 3 Der Bazillus

Ein Querdenker und sein Institut für angewandten Unfug 71
 Dirk Nowitzki: «Holger Geschwindner ... für mich der Beste der Welt» 106

Kapitel 4 Der Konzern

4,85 Millionen für eine Unterschrift 113
 Dirk Nowitzki: «Zum Abschied heulte die Mutter und die Freundin auch» 131

Kapitel 5 Schweres Wetter

Ein Anfang voller drückender Lasten 135
 Dirk Nowitzki: «Es ging drunter und drüber in meinem Kopf» 160

Kapitel 6 Victory Lane

Mit den Mavericks auf der Siegesstraße 169
 Dirk Nowitzki: «Am beeindruckendsten war, gegen Michael Jordan anzutreten» 192

Kapitel 7 Showtime

Bühnenwechsel und ein außerirdischer Auftritt 197
 Dirk Nowitzki: «Was mich schockiert hat: dass auch Steve Nash ging» 216

Kapitel 8 Showdown

Fiskus, Finale und der große Frust 223
 Dirk Nowitzki: «Ich fühlte mich ohnmächtig, ausgeliefert» 252

Kapitel 9 Der Traum

Olympia, einmal dabei sein ... 259
 Dirk Nowitzki: «Alle wollen den nächsten Nowitzki finden» 281
 Kleines Glossar der Basketballbegriffe 286
 Bildnachweis 288

Basketballstadt
Würzburg

Heimatstadt von
Dirk Nowitzki



Entscheidende Tage im Juni 1998

Es war Freitag, später Vormittag, als die drei Amerikaner auf dem Frankfurter Flughafen Rhein-Main eintrafen. Sie erreichten ihr Ziel fast zur gleichen Zeit, kamen aber aus unterschiedlichen Richtungen. Alle drei hatten es eilig. Man schrieb den 26. Juni 1998. Das Wochenende stand bevor, und den Reisenden blieben gerade noch vier Tage, um eine Zusage zu erlangen, von der die Zukunft ihres Unternehmens abhängen konnte. Denn vom 1. Juli an würde ein Arbeitskonflikt in ihrer Branche ihre Aktivitäten vermutlich auf Monate hinaus blockieren.

An der gläsernen Schiebetür hinter der Zollabfertigung wartete auf sie ein Deutscher namens Holger Geschwindner, von Beruf selbständiger Projektentwickler, ein Mann, wortkarg, hager und verschlossen wirkend wie Clint Eastwood in seinen Rollen auf der Leinwand. Im Auto war er herübergekommen von dem fränkischen Ort Peulendorf, wo er den Flügel eines vom Alter gezeichneten ockergelben Schlosses bewohnte, das wegen seiner Abgeschiedenheit den Bamberger Bischöfen in den Zeiten der großen Pest, so heißt es, als Refugium gedient hatte. Die Amerikaner wussten, dass Geschwindner die Schlüsselfigur ihrer Operation sein würde. Aber sie durften nicht sicher sein, mit ihm ins Geschäft zu kommen, obwohl sie mit einem Angebot lockten, das eigentlich nicht abzulehnen war. Um einen Vertrag ging es, der mit knapp fünf Millionen Dollar dotiert war, eine Laufzeit von drei Jahren hatte und eine Option enthielt, die weitere zweieinviertel Millionen Dollar wert war. Freilich betraf das

Angebot nicht Geschwindner selbst, sondern einen soeben 20 Jahre alt gewordenen jungen Mann, als dessen Interessenvertreter der Mann aus Peulendorf auftrat.

Was die drei Amerikaner betraf, auf die er wartete – noch 24 Stunden zuvor hatte er keine Ahnung, dass sie es sein würden, die ihn zu sprechen wünschten. Klar, Amerikaner würden mit ihm Kontakt aufnehmen wollen. Er rechnete mit Leuten aus Milwaukee. Hinweise darauf hatte Geschwindner von einem Bekannten in Kalifornien bekommen, der seine Kenntnis wiederum aus dem amerikanischen Fernsehen bezog. Milwaukee, das hatte eine gewisse innere Logik. Schließlich ging es darum, Geschwindners Klienten nach Amerika zu holen. Und der würde ausgezeichnet nach Milwaukee passen. Jemand, der einerseits Deutscher ist und andererseits einen polnisch klingenden Namen trägt – so einer würde in Milwaukee gut ankommen. Denn die Geschichte der Stadt ist geprägt von deutschen und polnischen Einwanderern. Jedenfalls, Holger Geschwindner war noch am Morgen des 25. Juni im Glauben gewesen, mit Abgesandten aus Milwaukee über eine Verpflichtung des von ihm betreuten Basketballtalents Dirk Nowitzki nach Amerika zu verhandeln.

Doch dann erreichte Geschwindner ein paar Stunden später ein neuerlicher Anruf, der alles in einem ganz anderen Licht erscheinen ließ. Das Telefonat kam aus Texas und besagte, dass er Besuch aus Dallas bekommen würde, auch wenn, wie sich herausstellte, dann nur zwei der drei Besucher auf direktem Weg aus der Stadt kamen, in der 1963 Präsident John F. Kennedy erschossen worden war. Der dritte brach zu dem hastigen Trip in der französischen Stadt Nizza auf, im Privatflugzeug, einer schneeweißen, zweistrahligen Düsenmaschine vom Typ Falcon 50, wie sie Top-Manager und Multimillionäre für Reisen rund um die Welt benutzen.



Dallas-Coach Don Nelson (Mitte) mit Holger Geschwindner und Dirk Nowitzki im Juni 1998 in Peulendorf



Ross Perot jun. (3. v. l.) mit Don Nelson, Donnie Nelson, Dirk Nowitzki und dessen Vater Jörg 1998 in Würzburg vor der Trainingshalle

Unbekannt war Geschwindner indes keiner der drei Amerikaner. Mit einem von ihnen war er bereits zuvor zusammengetroffen, dem jüngsten, einem Mann namens Donnie Nelson, von dem er annehmen durfte, dass er ihm im schwarzseidenen Anzug, mit Cowboystiefeln und Baseballkappe in der Ankunfts-halle des Flughafens entgegentreten würde. Jedenfalls fällt es schwer, sich Donnie Nelson mit weniger extravaganen Requi-siten seines Egos vorzustellen. Er war im internationalen Bas-keballsport eine vertraute Erscheinung. In seinem Hauptberuf war er Assistenzcoach einer professionellen amerikanischen Mannschaft. Nebenher betreute er als eine Art Entwicklungshel-fer seit Jahren die Nationalmannschaft Litauens und zeitweise auch diejenige Chinas.

Auf dem Flug nach Frankfurt begleitete er seinen Vater Don Nelson, einen massigen Mann mit schaufelartigen Pranken, der zur besseren Unterscheidung von seinem Sohn auch Nel-lie genannt wird. Oder auch einfach Coach. Natürlich wusste Geschwindner, dass dieser Don Nelson im amerikanischen Mil-lionengeschäft Basketball einer der erfahrensten Trainer war, mit einer Erfolgsbilanz wie kaum ein anderer. Schließlich war Geschwindner selbst Basketballer gewesen, ein ganz Großer auf nationaler Ebene, Kapitän der deutschen Olympia-Mann-schaft von 1972. Am Ende seiner sportlichen Karriere hatte der studierte Mathematiker eine berufliche Existenz aufgebaut, aber in Altherrenteamen weiterhin Körbe geworfen. Einmal, im Jahr 1994, fuhr er zu einem Spiel nach Schweinfurt, und es sollte sich herausstellen, dass dies einer jener Tage war, die Le-bensläufe verändern. Als Geschwindner mit seiner Mannschaft eintraf, war die Sporthalle noch von Jugendlichen besetzt. Was blieb ihm übrig, als sich die Zeit damit zu vertreiben, ihnen zu-zuschauen? Und dabei, wird er später sagen, sei er auf diesen langen, dünnen Jungen aufmerksam geworden – ein außeerge-

wöhnliches Talent schon auf den ersten Blick. Geschwindner ließ dies die Eltern wissen und bot ihnen an, sich des Jungen anzunehmen. Die Eltern waren einverstanden, und der Projektentwickler Geschwindner machte sich daran, sein größtes Projekt zu entwickeln, ein ganz privates, das Projekt Nowitzki.

Holger Geschwindner kannte natürlich auch den Namen des dritten Amerikaners, der ihn so dringend sprechen wollte. Aber wer kannte den nicht? Ross Perot. Das war doch der Mann, der sich um das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten beworben hatte, der Ölmilliardär aus Texas, der kleine Mann, dessen Markenzeichen ein kahler Schädel und ziemlich große Ohren sind und der einst auch dadurch weltweit von sich reden gemacht hatte, dass er Firmenangehörige, die im Iran als Geiseln gefangen gehalten wurden, in einem von ihm selbst angeführten Kommandounternehmen gewaltsam befreien wollte. Heute räumt Holger Geschwindner gern ein, dass er ziemlich perplex war, als er sich auf dem Frankfurter Flughafen einem Ross Perot gegenüber sah, der weder einen kahlen Schädel noch große Ohren hatte und auch deutlich jünger war als erwartet. Ross Perot stellte sich als Ross Perot jun. vor, als Sohn des Ölmagnaten.

Wie sein Vater hatte es auch der jüngere Perot zu bemerkenswertem Wohlstand gebracht, wozu sicher auch das Geld und der Einfluss seiner Familie beitrugen. Er hatte einen weltweit operierenden Konzern aufgebaut, zu dessen Geschäft es gehört, brachliegendes Land zu erwerben, es nutzbar zu machen und mit Gewinn weiterzueräußern oder zu bebauen – ein risikoreiches Millionenspiel auf Feldern, die in Acre vermessen werden. Zusätzlich zu den 3000 Acre Weideflächen, die ohnehin im Besitz seiner Familie waren, hatte Ross Perot jun. Mitte der achtziger Jahre 15 000 Acre Grasland zwischen Dallas und der als Viehmarkt groß gewordenen Nachbarstadt Fort Worth aufgekauft.

18 000 Acre sind mehr als 7000 Hektar oder mehr als 70 Quadratkilometer, und Perot spekulierte, dass dieses weite Land schnell Bedeutung als Umschlagplatz für Güter bekommen würde, mit denen der halbe Süden der USA beliefert werden konnte. Denn in unmittelbarer Nachbarschaft war der internationale Flughafen für Dallas und Fort Worth gebaut worden und hatte sich zu einem der großen Luftverkehrskreuzer Amerikas entwickelt. Ross Perot besorgte sich finanzkräftige Partner und ließ nicht weit entfernt von Dallas/Fort Worth International Airport einen zweiten Flughafen in das flache Land legen, einen Cargo Airport, ausschließlich dazu gedacht, Handelsgüter heranzuschaffen. Es war eine Milliardeninvestition, aber sie lohnte sich. Weltkonzerne wie Nestlé, die großen amerikanischen Kaufhausketten und auch deutsche Autohersteller wie Audi oder VW siedelten sich an. Aus dem Weideland, das Perot gehörte, wurde über Nacht erstklassiges Bauland für alle von den beiden Flughäfen abhängigen Industrien und auch für neue Vorstädte von Dallas, das zu den am schnellsten wachsenden Metropolen Amerikas zählt und mittlerweile Zentrum eines Ballungsraums von mehr als sechs Millionen Einwohnern ist.

Mitte der neunziger Jahre fiel Ross Perots Blick auf ein weiteres Stück Land, ein vergleichsweise winziges Stück verwildertes Terrain, gerade einmal 72 Acre und damit weniger als ein Drittel eines Quadratkilometers groß. Es war ein Abladeplatz für allerlei Unrat mit den Resten eines längst aufgelassenen Kraftwerks darauf sowie einem verrosteten Getreidesilo, in den sich seit Jahren niemand mehr hineingetraut hatte, weil in seinem Inneren gefährliche Dämpfe vermutet wurden. Das Gelände, eingeklemmt zwischen Highways, war ein Schandfleck für die Stadt. Aber einer in exklusiver Lage, unmittelbar am Fuß der Wolkenkratzer von Downtown Dallas. Und dies war es, was bei Ross Perot mindestens so große Visionen weckte wie zuvor bei dem



Ein neues Stück Downtown Dallas vor der Kulisse von Wolkenkratzern:
das American Airlines Center

riesigen Weideland neben dem Dallas/Fort Worth International Airport. Auch hier, nahe den verspiegelten Bürotürmen von Dallas, konnte wertvollstes Bauland geschaffen werden. Wenn das Terrain erst einmal gerodet und der Boden von seinen Giften befreit war, konnten auf dem Areal Hotels und Bürohochhäuser für die prosperierende Stadt aus dem Boden wachsen, neben Luxusapartments und einem Bahnhof für eine Schnellverbindung von Dallas zum Großflughafen und weiter bis nach Fort Worth. Und eine Flaniermeile mit Boutiquen würde auch dorthin passen, als Verbindungsglied zwischen den Museen und Galerien des Art District und den Fabrikationsstätten des Design District der Stadt.

Mit solchen Überlegungen hatte es zu tun, dass Ross Perot jetzt in aller Hast geschäftliche Besprechungen an der französischen Riviera unterbrach, um mit seiner Falcon 50, beinahe mit Schallgeschwindigkeit, zum Blitzbesuch nach Deutschland aufzubrechen. Natürlich würde das Urbanisierungsprojekt nicht Thema der Begegnung mit Holger Geschwindner und Dirk Nowitzki sein. Nicht einmal erwähnt würde es werden, Ross Perot würde gar nicht die Zeit dazu haben. Noch am gleichen Nachmittag musste er zurück nach Frankreich. In den paar Stunden einer Stippvisite in Würzburg wollte er sich bloß bei Nowitzki vorstellen und dessen Eltern versichern, wie wichtig es ihm war, dass ihr Sohn nach Dallas käme, zu den Mavericks, den Profis des lokalen Basketballklubs, die von Nellie und Donnie Nelson gemanagt und trainiert wurden. Denn Ross Perot war, neben allem anderen, auch Besitzer dieser Mavericks. Er hatte sie zwei Jahre vorher gekauft.

Es gehört zu den Eigenheiten des amerikanischen Sportsystems, dass Milliardäre Profisportklubs in ihr Portfolio nehmen und meist als persönliches Spielzeug ansehen, das zudem Profit verspricht. Das gilt auch für die Klubs der National Basket-

ball Association, die Weltstars wie Michael Jordan, Larry Bird oder Earvin «Magic» Johnson hervorgebracht hat und deren Kürzel NBA heute für eine der am besten organisierten Sportligen der Welt steht. Für Ross Perot sind die Dallas Mavericks freilich niemals Spielzeug gewesen. Dem Sport steht er eher distanziert gegenüber. Er machte nie ein Hehl daraus, dass für ihn der Klub lediglich im Hinblick auf die Entwicklung der erworbenen 72 Acre Ödland interessant war. Perot brauchte den Klub. Und zusätzlich brauchte er die Partnerschaft mit Tom Hicks, einem weiteren Milliardär aus der Stadt, der später von sich dadurch reden machen sollte, dass er nach dem Vorbild des russischen Öl magnaten Roman Abramowitsch im englischen Fußball als Großaktionär des FC Liverpool einstieg. Als er die Partnerschaft mit Perot einging, gehörte ihm bereits die Baseballmannschaft der Texas Rangers. Aber auch die Dallas Stars, ein Eishockeyteam der National Hockey League, waren im Besitz von Tom Hicks.

Mit der Hilfe der Dallas Stars und der Dallas Mavericks, so Perots Kalkül, konnte der tote Streifen Land unterhalb der Büroriesen von Downtown Dallas schnellstmöglich zum Leben erweckt werden. Es bedurfte eines steinernen Symbols für die Entwicklungsmöglichkeiten des Ödlands. Und war es nicht so, dass man im sportbegeisterten Dallas seit langem jammerte, dass hier keine Halle von der Größe und Ausstattung zur Verfügung stand, wie sie standesgemäß für ein Profiteam im US-Sportbusiness ist? Die Mavericks ebenso wie die Stars brauchten ein anspruchsvolleres Domizil als die veraltete Reunion Arena, in der sie ihre Spiele austrugen. Sie brauchten eine Halle mit mindestens 20 000 komfortablen Sitzplätzen und mit allen Hightech-Installationen, die in Amerika Sportveranstaltungen zur dröhnenden Technoshow machen.

Das Puzzle nahm Gestalt an. Mit Tom Hicks kam Ross Perot

überein, dass auf seinem Grund die beiden Klubs gemeinsam eine Arena von den Ausmaßen des berühmten Madison Square Garden in New York bauen sollten. Aber nur erfolgreiche Mannschaften würden die Ränge eines solch modernen Kolosseums füllen. Hicks' Eishockeystars waren dies. Perots Basketballer waren es nicht. Eine Mannschaft waren sie, die über eine Statistenrolle in der NBA nicht hinauskam. Perot wollte sie siegen sehen, nicht nur, damit die Fans die neue Halle füllten, sondern auch, weil er die Besitzrechte an den Mavericks wieder abgeben wollte, wenn die neue Bühne bereitstand. Ein Winner verkauft sich besser als ein Loser. Um aus Verlierern Gewinner zu machen, holte er die beiden Nelsons nach Dallas, den großen Coach und den Weltreisenden in Sachen Basketball. Er erwartete von ihnen, dass sie für ihn ein Team zusammenstellen würden, das der neuen Spielstätte würdig war.

Aber anders als im großen, weltweiten Fußballgeschäft können in Amerikas Profisport Siege nicht durch Millioneninvestitionen erkaufte werden. Sportlicher Erfolg, so das Grundprinzip im amerikanischen Sportbusiness, darf nicht abhängig sein von den finanziellen Möglichkeiten eines Klubs. Ebenso wie die anderen Ligen veranstaltet die NBA deshalb jährlich die sogenannte Draft, auf der sie an die einzelnen Klubs Exklusivrechte für Vertragsverhandlungen mit Talenten aus dem Amateurlager vergibt. Damit die Wettbewerbsfähigkeit aller Teams gewährleistet ist, werden dabei diejenigen bevorzugt, die in der abgelaufenen Saison am schlechtesten abgeschnitten haben. Als Erste dürfen sie einen Wunschspieler benennen, den sie unter Vertrag nehmen wollen. Die Erfolgreicheren müssen sich hinten anstellen, müssen bei der Draft – der Einberufung, wie sich der Begriff sinngemäß übersetzen lässt – nehmen, was übrigbleibt. Nach der ersten Runde geht das Spiel von neuem los, und wieder sind die schwächeren Klubs bevorzugt.